

lich ihre unglückliche Vorliebe für den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen. Diesen ihren Lieblingstraum würden sie ganz vergessen müssen.

Aber werden sie das jemals vergessen können, ohne ihren Glauben als Mohammedaner selbst aufzugeben? Das glaube ich nun und nimmermehr! Ich meine, das ganze Wesen des Islam macht solches unmöglich, und alles, was wir bis jetzt von dem Verhalten derjenigen Mohammedaner sehen können, welche schon unter einer christlichen Obrigkeit stehen, ist wahrlich nicht dazu angethan, um solche Zukunftsgedanken wahrscheinlich zu machen. Wir sehen vielmehr, wie die Erbitterung dieser Leute nur noch immer mehr zunimmt, je größer die Macht der christlichen Nationen über sie wird. Gerade auch das letzte Jahr 1898 hat uns wieder allerlei neue Empörungen solcher Mohammedaner gebracht. In Afghanistan wie in Innerasien ist der heilige Krieg wieder gepredigt worden, und, was sehr zu beachten ist, überall bei solchen Gelegenheiten hat der Sultan von Stambul, der nicht wie seine Vorgänger nur auf seinen Genuß bedacht, sondern ein fanatischer Moslim ist, seine Hand dabei

im Spiele gehabt. Aber freilich alle derartigen Aufstände und Ansätze zum heiligen Kriege werden den politischen Niedergang des Islam nicht aufhalten, und daß nun auch der Mahdi im östlichen Sudan durch die englisch-ägyptischen Truppen so entschieden geschlagen ist, bedeutet auch wieder eine bedeutsame Stufe in diesem Niedergange. So wird das Ende der politischen Macht bald herannahen. Aber davon bin ich fest überzeugt: Der Fortbestand des Islam wird sich nicht so friedlich gestalten, daß wir dann, wie Dr. S. Hurgronje meint, „nur noch einen Katechismus mehr“ unter uns hätten. Auf irgendwelche weiteren Vorherfragungen möchte ich mich nicht einlassen. Nur das eine steht mir ganz fest: Der Herr wird uns bald die Thür zu den Millionen Bekennern des Islam weit aufthun, und es werden der Christenheit hier große und herrliche neue Aufgaben erwachsen. Gott gebe, daß wir dann diese Aufgaben richtig erkennen und bereit sind, dieselben zu lösen, zu Ehren unsers Herrn und Heilandes, dem doch einmal alle Reiche dieser Welt unterthan werden müssen, wie ihm der Vater solches verheißen hat.

Die Sitte des Fußbindens bei den Chinesinnen.

Eine der sonderbarsten und grausamsten Sitten, welche die Mode einem „civilisierten“ Volke aufgezwungen hat, ist die in ganz China weit verbreitete Sitte des Fußbindens der Frauen. Reichlich neun Zehntel aller Chinesinnen sollen dadurch verunstaltet sein, und das, trotzdem die so hoch gepriesenen chinesischen Klassiker nichts von der Mode wissen und die Mandschu-frauen, die Kaiserin voran, sich ihr nicht unterwerfen! Missionar Henry meint, die Sitte sei so tief eingewurzelt, daß ein Versuch der Regierung, sie gewaltsam zu beseitigen, eine Revolution zur Folge haben würde.

Die Art des Bindens und das Alter, in dem es geschieht, wechseln in den verschiedenen Theilen des Landes. Die Reichen binden die Füße ihrer Töchter, wenn diese sieben oder acht, die Armen, wenn sie dreizehn oder vierzehn Jahre alt sind. Man braucht dazu nichts weiter als lange Streifen

von festem, elastischen Zeug, etwa 2 Zoll breit und zehn Fuß lang, welche besonders für diesen Zweck gewebt werden. Ein Ende des Bandes wird an der innern Seite des Spanns angelegt und von da über die vier kleinen Zehen geführt, dieselben an die Sohle herunterbiegend; dann geht die Binde unter dem Fuß durch und um die Ferse, zieht Ferse und Zehen näher zusammen und macht so auf dem Spann eine Beule und in der Sohle darunter einen tiefen Einschnitt. Man fährt mit dem Umwickeln fort, so lange das Band reicht, dessen Ende festgenäht wird. (Siehe S. 19 d. 2. Bild.) Wenigstens monatlich einmal kommen die Füße mit samt den Binden in einen Eimer mit heißem Wasser, in dem sie eine Weile bleiben. Hierauf löst man die Binden, reibt die abgestorbene Haut weg, drückt den Fuß noch mehr in die gewünschte Form, bestreut ihn mit Maunpulver und macht dann

schnell frische Binden herum. Wenn man mit dem Anlegen der neuen Binden zögert, so kommt der Blutumlauf in den Füßen wieder in Gang und das Binden ist von neuem sehr schmerzhaft. (Siehe S. 19 d. 4. Bild.) Die Schmerzen sind am geringsten, wenn die Füße so fest und so anhaltend gebunden sind, daß sie durch den Druck der Binden wie abgestorben werden.

Nicht selten kommt es vor, daß während des Prozesses das Fleisch faul wird und Teile der Sohle sich ablösen. Oft fallen auch ganze Zehen ab. In diesem Fall wird der Fuß noch viel kleiner und durch monatelanges Leiden wird besondere Eleganz erworben. Der Schmerz dauert gewöhnlich ungefähr ein Jahr und nimmt dann allmählich ab. Nach zwei Jahren sind die Füße abgestorben und unempfindlich.

Während jenes ersten Jahres schläft das Opfer der Mode nur auf dem Rücken. Die ärmste liegt stöhnend querüber im Bett und ihre Füße hängen herab, so daß der Rand der Bettstelle die Nerven in der Kniekehle zusammendrückt, wodurch der Schmerz etwas betäubt wird. Selbst bei dem kältesten Wetter kann das Mädchen sich nicht in eine Decke hüllen, denn sobald die Glieder anfangen warm zu werden, wird auch der Schmerz heftiger.

Ein Mädchen kann, solange ihre Füße in Behandlung sind, das Zimmer nicht verlassen. Will sie ein paar Schritte gehen, so legt sie die Knie auf zwei Schemel, so daß die Füße den Boden nicht berühren, und rutscht den Schemel mit den Händen weiter.

Wenn der Fuß vollkommen umgestaltet ist, hat er in der Sohle einen Einschnitt so tief, daß man einen Silberdollar darin verstecken kann. Die vier kleinen Zehen sind so verdreht, daß man ihre Spitzen an der Innenseite des Fußes, unterhalb des Knöchels sehen kann. Die gebrochenen und verrenkten Knochen des Mittelfußes sind da, wo der Spann sein sollte, in eine Masse zusammengedrückt. Der ganze Fuß hat die Gestalt eines Hennenkopfes, dessen Schnabel durch die große Zehe gebildet wird. Vom Knie abwärts sieht man fast nur Haut und Knochen. Ohne Binden ist ein solcher Fuß ganz unbrauchbar und er bietet einen so schrecklichen und wider-

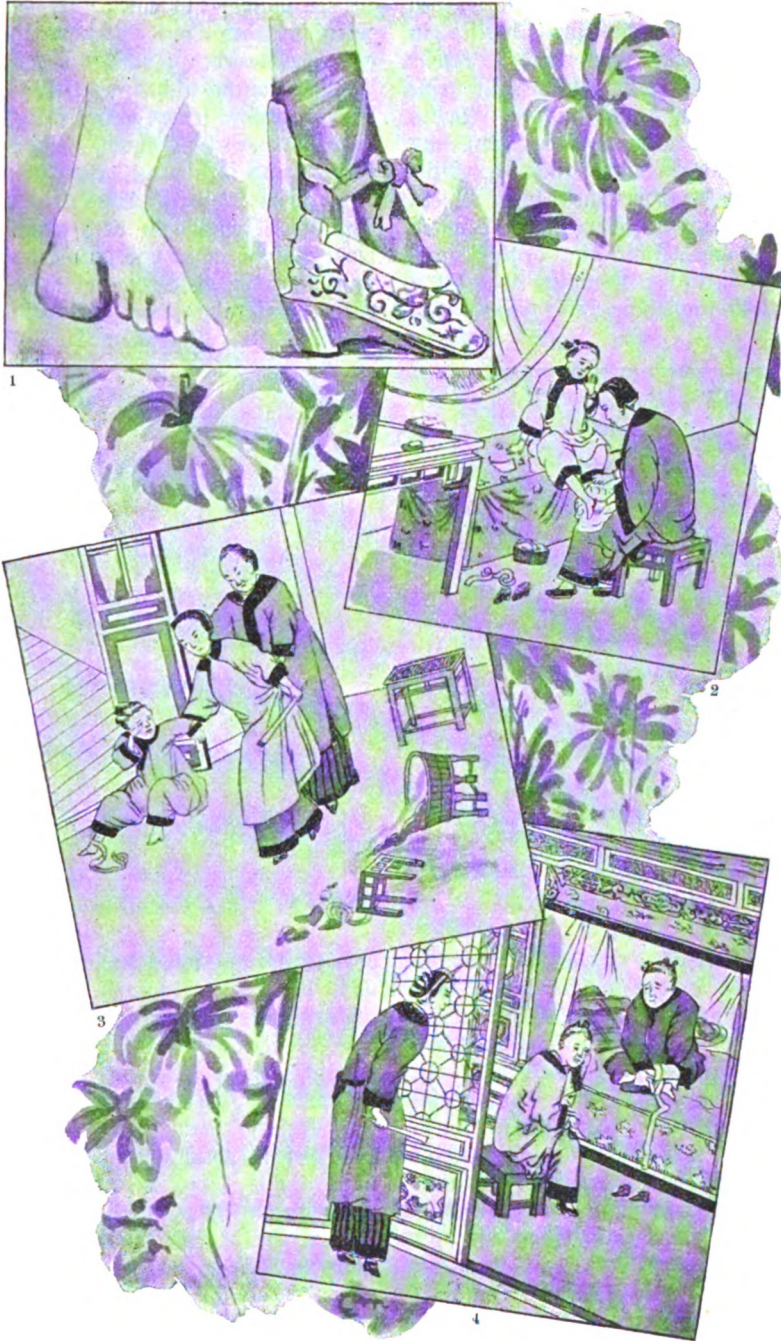
lichen Anblick, daß eine Chinesin freiwillig nicht einmal ihre Leidensgenossen die bloßen Füße sehen läßt. Die Füße werden immer mit Alaun bestreut und eingebunden; aber man hat später kürzere Binden als während der Behandlung. Bei Nacht stecken die Füße in leichten Baumwollschuhen, bei Tag in schönen gestickten Atlasschuhen mit farbigem Absatz. (Siehe S. 19 d. 1. Bild.) Darüber fällt ein zierliches Höschen, das nur die große Zehe vorsehen läßt; diese hat eine Form wie das Kelchblatt einer Feldlilie.

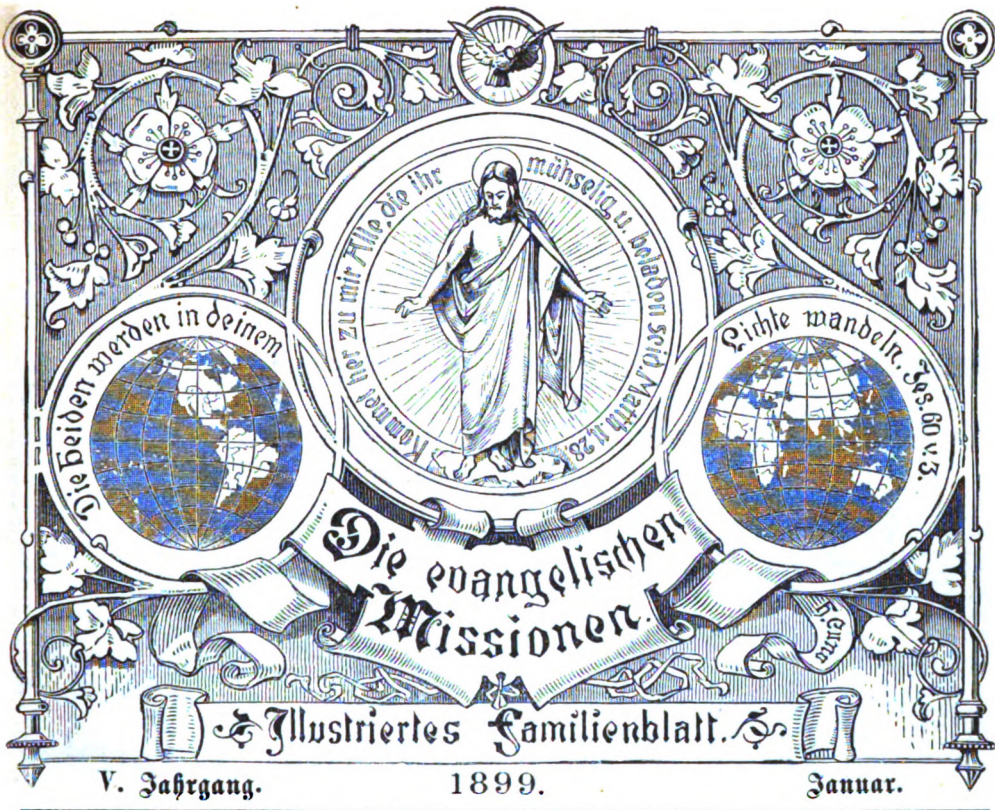
Es giebt Füßchen, deren Sohle nur zwei Zoll lang ist. Ein so mißhandelter Fuß kann nie mehr seine natürliche Gestalt bekommen; aber es giebt auch schwächere Grade von Verküppelung, und daher ist es einigen christlichen Chinesinnen nach vieler Mühe gelungen, ihre Füße wieder in Ordnung zu bringen.

Die kleinfüßigen Frauen stützen sich beim Gehen auf ein Kind oder einen Stock. Wenn es ihre Mittel erlauben, halten sie sich eine großfüßige Sklavin, von der sie sich auf dem Rücken tragen lassen. (Siehe S. 19 d. 3. Bild.)

Doch nur sehr reiche Frauen — und deren giebt es in China nicht viele — können sich den Luxus ganz kleiner Füße und der dadurch bedingten Hilflosigkeit erlauben. Kleinfüßige Frauen des Mittelstandes können oft bis zu anderthalb Stunden täglich gehen. Viele anscheinend kleinfüßige haben unverkrüppelte Füße, die nur in einen kleinen Schuh gezwängt sind. In manchen Dörfern lassen sich die Mädchen ihre Füße kurz vor der Hochzeit ein wenig binden und machen dieselben nach den Hochzeitsfestlichkeiten wieder frei.

Natürlich hat die evangelische Mission überall gegen die thörichte Mode Front gemacht; in den großen Städten wie Shanghai, Amoy, Teking, Pientfin und andern haben die Missionen „Antifußbinde-Gesellschaften“ gegründet, und zum Teil haben sich auch hochgestellte, einflußreiche Chinesen diesen menschenfreundlichen Bestrebungen angeschlossen. Die Chinesinnen, welche sich den Missionsgemeinden angeschlossen haben, lassen vielfach ihren verkrüppelten Füßen wieder Freiheit. Aber es wird noch lange währen und manchen harten Kampf kosten, ehe die ein Jahrtausend alte Sitte wieder beseitigt wird.





Noch einmal unter den Hindus.

Erinnerungen aus der westindischen Mission von **Antonie Flex.**

Das war in Trinidad, 4 Jahre nach unsrer Rückkehr aus Indien! Hindus in Trinidad? und so viele, daß Missionsarbeit unter ihnen begonnen werden konnte? Ja, ihre Anzahl hatte sich von Jahr zu Jahr vermehrt; waren sie doch fast die alleinigen Arbeiter auf den dortigen Plantagen, und jährlich wurden ihrer mehr importiert. So war es gekommen, daß man dort einen Missionar anstellen wollte, der neben der üblichen Arbeit des Geistlichen unter den Hindu-Kulis wirken sollte.

Was wir bei dem Gedanken fühlten, wieder in die Missionsarbeit einzutreten, wieder unter unsern geliebten Indern arbeiten zu dürfen, ja selbst, trotz der Gefahren der Tropen, wieder dem sonnigen Süden zuzueilien, das versteht nur der, welcher gleich uns in Indien gelebt hat, zur Rückkehr gezwungen ist, und dann wieder dem kalten Norden und den beschränkten Verhältnissen europäischer Länder entfliehen und der alten Heimstätte entgegeneilen

darf. Bei uns traf Letzteres ja nicht buchstäblich zu: Nicht nach Indien, aber doch: „Wieder unter Indern“ hieß es bei uns, und das war Glück genug!

Gegen Ende Februar lichtete unser Schiff die Anker und verließ London, diesmal nach Westen steuernd, war doch unser Ziel Westindien, und dort die Insel Trinidad.

Nach dreiwöchentlicher Fahrt vorbei an den Azoren erreichten wir Barbados, und hier betraten wir zum ersten Mal westindische Erde. Unser Dampfer nahm Passagiere auf und lag fast einen Tag vor Anker. So konnten wir ans Land gehen, was hier bei dem tiefen und stillen Hafengewässer mühelos bewerkstelligt wurde.

Welch buntes Leben umgab uns sogleich bei der Landung! Mehr aber als die Natur fesselte uns der erste Anblick der Einwohner des Landes, der Neger, der früheren Sklaven! Welches Herz voll Mitgefühl und Liebe brachte man ihnen entgegen! Mit